



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1937**

7 (1937)

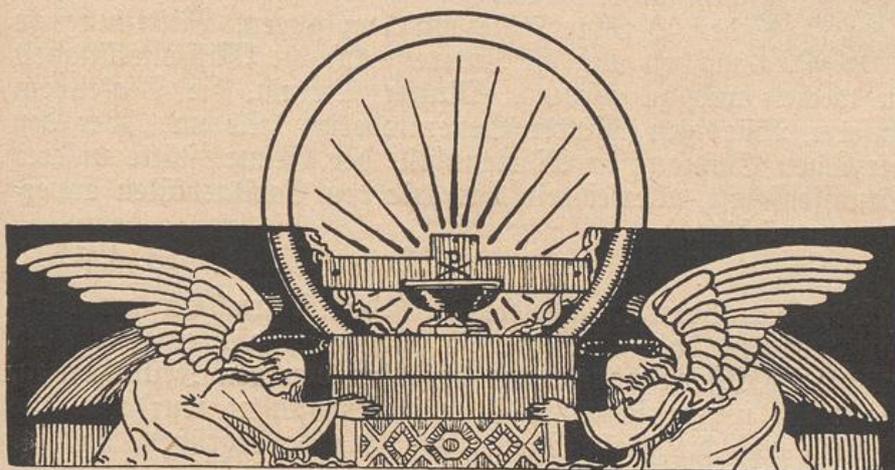
---

# Caritasblüten

Nr. 7

Juli

1937



## Zum Fest vom kostbaren Blut

O Blut, vor dem sich neiget    Sie zieht mit ihm zum Streite,  
Der Engel sel'ge Schar,    Sie kämpft mit Jesu Blut,  
O Herzensblut des Heilands,    Sie siegt zu allen Zeiten  
Das fließt auf dem Altar!    Durch diese heil'ge Flut.

O Blut, du Schatz der Kirche,    Mag auch die Hölle wüten  
Von Christus ihr vertraut!    Mit drohendem Gebar —  
Ihr gab er jeden Tropfen,    Das heil'ge Blut wird hüten  
Ihr, seiner Herzensbraut!    Die treue Kämpferschar.

Ein Tropfen dieser Quelle  
Gibt Seelenkraft und Mut,  
Macht alles Dunkle helle  
Durch seine Liebesglut!

M. B.

## Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

**D**a wir im Geiste unsere teure, erste Vorgesetzte auf der weiten Reise begleiten, können wir nicht umhin, unsern verehrten Lesern und Leserinnen von den Berichten, die wir empfangen, Mitteilung zu machen und ihr Interesse für die Missionstätigkeit zu wecken und zu fördern. Mutter Tertula, die Begleiterin unserer Würdigen Mutter Generaloberin, teilt uns über den herzlichen Empfang in Mariannhill, der Geburtsstätte unserer Genossenschaft, allerlei mit, das wir den Caritasblüten anvertrauen möchten.

Mariannhill, den 15. 4. 1937.

Von der Begrüßungsfeierlichkeit der Schwestern am Karfreitagabend habe ich Ihnen ja schon allerhand erzählt. Nun möchte ich Ihnen noch etwas berichten von den Festlichkeiten, die durch unsere schwarze Jugend veranstaltet wurden. Alle wollten doch die große Mama von Europa begrüßen, und ihr ihre Künste zeigen. Zu allererst mußte sie zur Annaschule ihre Schritte lenken. Die Kinder trugen recht nette Gedichte und Lieder vor. Auch zeigten sie ihre Geschicklichkeit in der Ausführung eines Reigens und kleinen Theaterstückes. Zum Schluß wurde das Lied gesungen: „Gott segne den Papst!“ — Am Abend war die Begrüßungsfeier im Seminar. Die Seminaristen und die Seminaristinnen, sowie die Schüler und Schülerinnen von der Hochschule boten unter vereinten Kräften alles auf, um die Zuschauer zu erfreuen. Es ist ihnen tatsächlich auch ausgezeichnet gelungen. Man muß staunen über die Geschicklichkeit und Behendigkeit der schwarzen Krausköpfe. Sie waren ausgezeichnet gedrillt. Alles klappte tip-top! Die Reigen unter Klavierbegleitung; dann die verschiedenen Beschäftigungen aus der Industrieschule, wie Kuchenrühren, Stauben, Bügeln, Sticken, Flechten, Hobeln usw., ebenfalls unter Klavierbegleitung. In den Zwischenpausen wurden schöne Lieder gesungen. Die Gesangchöre wurden von schwarzen Lehrern dirigiert. Im Gesang kann der Schwarze großes leisten. In einer Ansprache hob der hochwürdige Herr Schulleiter die Verdienste und Leistungen unserer Schwestern um die Hochschule und das Seminar in anerkennender Weise hervor. Er sagte unter anderem den Schülern und Schülerinnen, daß die Schule nicht bestände, wenn die Schwestern nicht wären. Die abendliche Feier schloß nun mit dem Nationallied, welches begeistert durch die Halle brauste.

Am anderen Tag mußte Würdige Mutter einer Einladung der Industrie- oder Haushaltungsschule folgen. Diese Schüle-

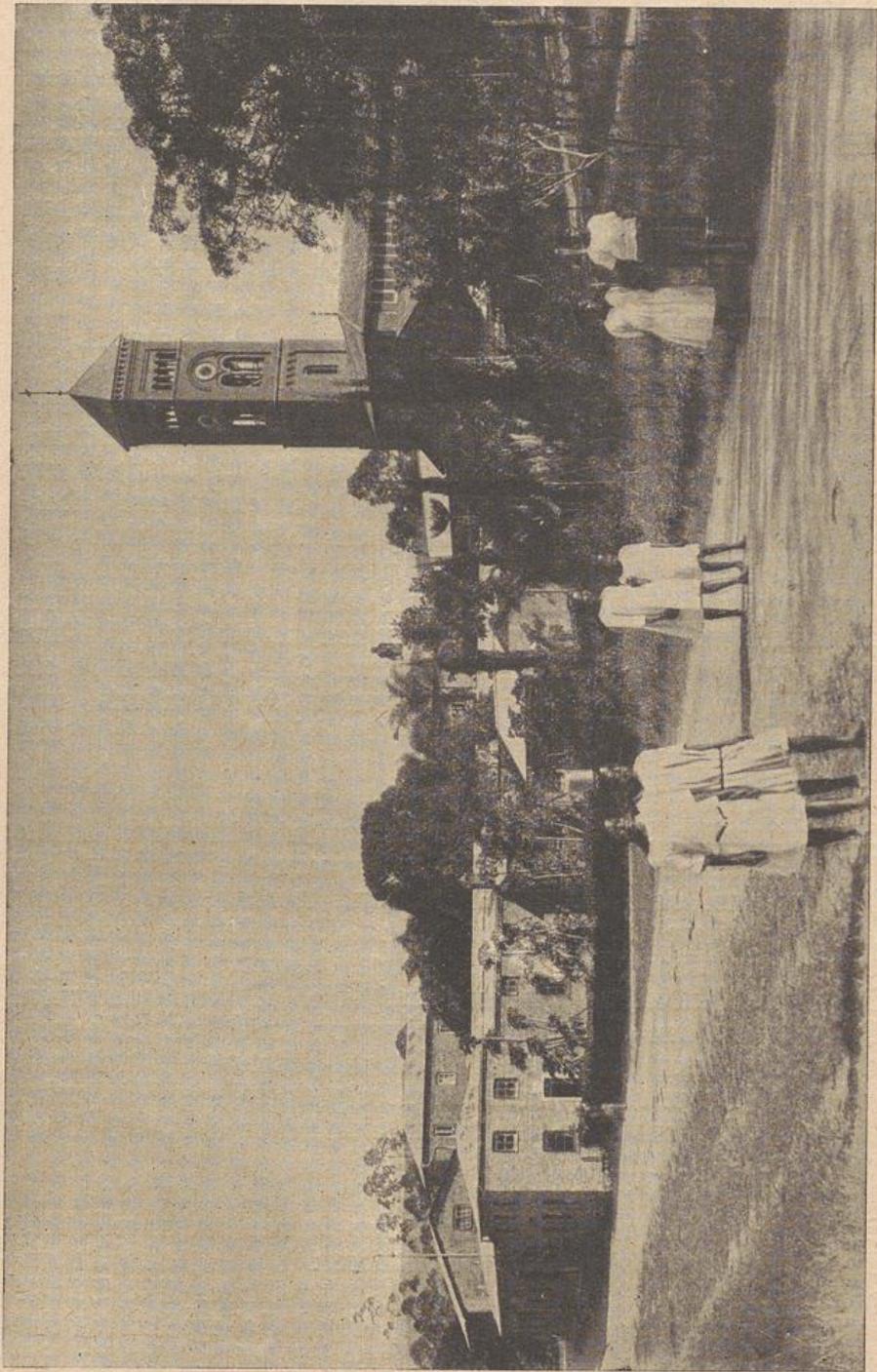
rinnen gehören doch auch zu den Kindern des Hauses und wollten gerne ihren Willkommgruß entbieten. Sie brachten ebenfalls in Liedern und Gedichten ihre Freude zum Ausdruck. Ein kleiner Krauskopf hatte sich doch die große Mühe gemacht, ein deutsches Willkommgedicht auswendig zu lernen. Wie erfinderisch ist doch die Liebe, die da wurzelt in der Gottesliebe.

Dann machte unsere Würdige Mutter einen Besuch beim hochwürdigsten Herrn Bischof A. Fleischer. Die Mutter Provinzialin und meine Wenigkeit begleiteten sie. Se. Gnaden freute sich, Würdige Mutter hier im schwarzen Erdteil begrüßen zu dürfen. Er wünschte der Würdigen Mutter Gottes Beistand, Kraft und Stärke zu ihrem schwierigen Unternehmen, und spendete uns allen seinen bischöflichen Segen.

Von da aus lenkten wir unsere Schritte zum Hospital, wo unsere kranken Schwestern sehnsüchtig auf den Besuch unserer Würdigen Mutter warteten. Unsere gute Schwester Sara hatte auf ihrem Schmerzenslager noch gedichtet. Mit heiserer Stimme, doch in kindlicher Begeisterung sagte sie ihre Gedichtchen auf. Wie ist es doch so schön, wenn man sich ein einfaches Kindesherz bewahrt! — Außer unseren eigenen Schwestern bietet das Hospital Hilfe in allen Krankheiten den Europäern und den Eingeborenen. Auch werden dort unter der Leitung unserer Schwestern weltliche Krankenpflegerinnen ausgebildet, die dann in Durban das Staatsexamen machen. Das Hospital ist ein den hiesigen Verhältnissen entsprechendes Krankenhaus, und verfügt über ungefähr 80 Betten. Es geschieht hier sehr viel Gutes.

Nach einem Besuche bei den hochwürdigen Mariannahiller Patres kam die Besichtigung der vielen Gebäulichkeiten an die Reihe. In den verschiedenen Klassenzimmern des Mariannahiller Gymnasiums, oder Hochschule genannt, werden 131 Zöglinge auf das weitere Studium vorbereitet. Das Lehrer- und Lehrerinnen-Seminar zählt 187 Zöglinge. Außer unseren jungen Schwestern studieren hier auch noch vier Dominikanerinnen. Manche von den Eingeborenen kommen weit her. Die verschiedenen Typen verraten es. Man muß staunen, wie manche bereits 30 Jahre alte Herren so gelehrig einer jungen Schwester lauschen. Es sind hier an diesen Schulen nämlich 13 Lehrschwestern angestellt.

Der Wissensdrang und das Pflichtgefühl sind doch im Schwarzen recht geweckt und werden immer mehr gefördert. Es sind auch an diesen Schulen mehrere schwarze Lehrer angestellt. Die Schulen stehen in sehr gutem Rufe. Ein Beweis dafür ist dieser, daß ein andersgläubiger College-Leiter seine eigene Tochter zum Studium nach hier schickte. Er hat die Studien-Anstalten besichtigt und auch Mariannahill, worauf dann seine Wahl fiel. Die Anforderungen, die an die Lehrkräfte



Mission Station Mariannhill

gestellt werden, wachsen von Tag zu Tag. Daher hat die Würdige Mutter hier keine leichte Aufgabe und wahrlich nicht geringe Sorgen um genügende und geeignete Lehrkräfte. Wie manche, die da draußen keine Stelle haben, könnten hier ihre Kräfte in dem großen Werke der Gaubensverbreitung nützlich verwenden. „Herr, sende Arbeiter in deinen Weinberg.“ Nicht nur für Lehrerinnen, sondern auch für alle anderen Berufe gibt es hier Arbeit und Beschäftigung in Hülle und Fülle. Unsere jungen Aspirantinnen brauchen keine Angst zu haben, daß in Afrika keine Arbeit mehr für sie wäre, wenn sie einmal Schwestern sind. — Obschon an Sonntagen die große Bischofskirche ganz dicht besetzt ist mit schwarzen Christen, so sind doch noch lange nicht alle Heiden bekehrt. So rege wie hier ist der Kirchenbesuch auch auf den Stationen. Deo gratias!

In der Anna-Schule unterrichten unsere Schwestern die Kinder in den Volksschulfächern. Hier halten die Seminaristen und Seminaristinnen vom Seminar ihre Lehrproben unter der Aufsicht von Schwester Oktavia. Wir haben jetzt 93 Kinder. Die Schule ist recht auf der Höhe. Diese Kinder sind den ganzen Tag hier. Da gibt es allerhand zu kochen. Die Zöglinge vom Gymnasium und vom Seminar werden auch hier beköstigt, d. h. die Mädchen bei den Schwestern und die Jungen bei den hochwürdigen Herren.

Ein Zweig des Kollegs ist die Industrie- oder Haushaltungsschule. Die Lehramtskandidatinnen vom Seminar erhalten hier die von der Regierung vorgeschriebene Ausbildung in den praktischen Fächern. Außerdem unterrichten unsere Schwestern hier noch 46 andere Schülerinnen in allen Fächern des Haushaltungswesens. Sie werden unter Leitung von unserer Schwester Coleta zu tüchtigen Hausfrauen herangebildet.

Die Zöglinge vom Gymnasium, dem Seminar und der Haushaltungsschule haben alle Bettstellen. Die Kinder von der Anna-Schule schlafen auf Matten. Alle Betten sind mit netten weißen Decken versehen, was einen guten Eindruck macht.

Die Speise- und Aufenthaltssäle sind geräumig und lustig, mit starken Tischen und einfachen Bänken versehen. Da gibt es keine Zierrischen und Korbsessel. — Wir sind in Afrika!

35 Marienmädchen sind bei allen häuslichen Arbeiten mitbeschäftigt. Somit können sie alles lernen, erhalten einen kleinen Lohn, und sind vor viel Bösem bewahrt. Für sie ist auch in jeder Hinsicht gut gesorgt.

Auch haben in Mariannahill 11 arme Waisenkinder wieder ein Heim gefunden. Sie sind glücklich unter der mütterlichen Obforge der Schwester und ihrer treuen Helferin.

Zwei aus Stein gebaute Häuschen, die durch einen Zwischenraum verbunden sind, dienen einigen alten Raffernfrauen, die sich hier nützlich machen, als Wohn- und Schlafräume.

Im Nähhaus mußte wegen der Zeitverhältnisse der bisherige Betrieb umgestellt werden. Es gab nun mehr Platz und der obere Stock wurde zu einem luftigen Schlaßaal für die Schwestern eingerichtet. Hier sind auch die Räumlichkeiten für unsere schwarzen Kandidatinnen, sieben an der Zahl.

Von der Näherei ging es zur Flickerei und Stickererei. Dann zum Korbflechten, in die Hostienbäckerei, in die großen Gärten, in die Wäsche- und Bügelräume, ins Backhaus, in die Klosterkirche, zum Schusterlein und in die Skonomie. Alle wünschten einen Besuch der würdigen Mutter in ihren Arbeitsräumen. Ob man wohl müde ist, wenn man ganz Mariannahill besichtigt hat? — Die gute Würdige Mutter weiß am Abend, was sie getan hat; für alle muß sie da sein, weiß oder schwarz. Alle meinen, sie hätten ein Recht, sie in Anspruch zu nehmen. In gewissem Sinne ist es ja so. Sie ist eben die Mutter, die für alle von Europa gekommen ist. (Fortsetzung folgt.)

5

## Maria eilt zu ihrer Base Elisabeth

O eile, reinste Taube, durch Palästina's Flur,  
Du birgst in deinem Schoße den Schöpfer der Natur!  
Die Sonne strahlet freudig in festlich goldnem Glanz,  
Erhellet deine Pfade, du lebende Monstranz!  
Und neigt sie sich zum Westen, dann taucht der Mond still auf,  
Und tausend Funkelsternchen beginnen ihren Lauf.  
Ein jedes möchte leuchten ums Haupt der Pilgerin,  
Ein jedes möchte führen, dich, Gottesträgerin!

Und graut der frühe Morgen, das Turteltäubchen ruft;  
Die Lerche freudetrunken schwebt trillernd durch die Luft;  
Die Nachtigall im Busche singt dir ihr schönstes Lied  
Bevor der Sternenhimmel dem Morgenrot entflieht.  
Melodisch rauscht die Palme, gehst du an ihr vorbei,  
Und zarte, junge Rehlein, sie eilen froh herbei.  
Das Bächlein murmelt fröhlich den Morgengruß dir zu  
Selbst Käferlein, sie summen: „Gegrüßt, gegrüßt seist du!“

Dann nicken alle Blümlein in ihrem Farbenkleid  
Und öffnen ihre Auglein, wie Kinderlein, so weit!  
Sie schauen die schönste Blume aus Jesse's edler Art:  
Die Königin, die Rose, wie nie noch eine ward.  
Ja, eile, zarte Jungfrau, dem Hebrontale zu,  
Denn, was du birgst im Schoße, bringt Frieden, Seelenruh!  
Du hast das schönste Blümlein uns allen einst gebracht:  
Das liebe Gottessohnlein — — — in kalter, stiller Nacht!

m. s.

## Samariterdienste auf der Außenstation Dareda

**W**ir hatten schon öfter zu zweien den Weg nach Dareda zurückgelegt, um dem armen verlassenen Volke Hilfe zu bringen. Zu Fuß hat man von unserer Missionsstation Ufiomi aus neun Stunden zu wandern. Wir kommen dann durch „Babati“, ein den Farmern und Eingeborenen wohlbekannter Platz; hier ist Poststation und der Marktbetrieb für unsern Distrikt. Doch sind im ganzen nur sechs Indiergeschäfte. Dichtgedrängt stehen die Eingeborenen da und bieten ihre Produkte zum Verkaufe an. Wolkenlos ist der tiefblaue Himmel, heiße Lichtfluten sprühen über die schwarzen Krausköpfe, fangen sich in den farbenfrohen Trachten und bunten Tüchern und spielen blizend mit den Perlen ihrer Ketten und Gehänge. Frage ich sie, wo kommt ihr her, dann höre ich die verschiedensten Namen: Uganda, Ruanda, Mbuku, Arusha, Moshi, Tanga, Nairobi, ein Beweis, daß diese Leute das Innere Afrikas bereist haben. Dazwischen sieht man noch urwüchsige Heiden in ihrem Adamskostüm in ihren Fellen und Lederschürzen; es sind die kriegerischen Massais, die stets mit Speißen und Waffen aller Art versehen sind.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Babati setzten wir unsere Wanderung fort in der Richtung nach Dareda, wo wir gegen nachmittag 3 Uhr ankamen. Da der Missionar bei uns war, wurde sofort mit der Glocke geläutet, zum Zeichen, daß der Hirt zu seinen Schäflein kommt. Im Nu war das Buschkirchlein von Gläubigen umringt und der Beichtstuhl umlagert. Diese Christen schätzen es so hoch, wenn der Priester einmal im Monat kommt und ihre Seelen reinigt. Einer reiht sich dem andern an, bis jeder das beseligende: „Ego te absolvo“ vernommen hat. Die Haut schwarz wie die Nacht, die Seele rein und glänzend! O Wunder der Gnade und der Liebe!

Dareda zählt 300 Christen und unser Kirchlein war sozusagen bis zum letzten Platz besetzt. Aufmerksam lauschten sie der Predigt, die nicht in Suaheli, sondern in ihrer eigenen Stammesprache vorgetragen wurde. Während der heiligen Messe schreiten alle in tiefer Andacht zur Kommunionbank, um Christus, den Lebenspender zu empfangen. Welche Priesterfreude! Welch ein Apostellohn!

Nach dem Gottesdienste kamen noch Arme, Trost zu suchen in ihren Anliegen; Mütter brachten ihre Kinder zur Taufe, auch über Erwachsene floß das heiligende Wasser der Wiedergeburt. Dann brachte man Kranke von nah und fern zu uns Schwestern. Die Einwohner beschauen uns als Wesen einer andern Welt. Sie kommen aus der Verwunderung und dem Erstaunen über uns Weiße nicht heraus. Hochbefriedigt, geistig

und leiblich gestärkt, treten alle ihren Heimweg nach den verschiedenen Richtungen an. Schon neigt sich die Sonne ihrem Untergange zu und leise deckt die Nacht die kühle Erde und all ihr Menschenglück und Menschenleid zu.

Am darauffolgenden Tag machten wir Schwestern bei den Leuten einige Besuche. Frohes Plaudern und Lachen schallte uns aus den meisten Hütten entgegen, ein Zeichen, daß die Arbeit getan war, denn wenn die Felder vor der Regenzeit bestellt sind, so hat der Eingeborene glückliche Tage. Er muß sich dann auf das Vogelhüten verlegen, was aber meistens den Kindern übertragen wird, zum Nachteil für die Schule.

Dareda zählt mit Umgebung 25 000—30 000 Einwohner, und davon ist bis jetzt nur ein kleiner Teil unserer Kirche zugehörig. Soll auch hier der Weinberg des Herrn grünen und blühen, dann müssen noch große Opfer gebracht werden.

Eine schöne Arbeit für uns Schwestern: sanft und still ein keimendes Saatkorn hegen und pflegen. Oft ermüdet man bei diesem lebhaften Völkchen, aber es ist ja für Gott und die Seelen.

Hochbeglückt zogen wir von diesen Missionswanderungen nach Hause. Dazu konnten wir noch ein altes Mütterchen taufen, das schon am nächsten Abend nicht mehr unter den Lebenden war. Somit war unsere Arbeit sichtlich mit Erfolg gekrönt. Freilich erntet man auch zuweilen bittere Enttäuschung und gefühllosen Undank, aber nur von den Menschen, nie von Gott.

Die Mission Dareda liegt in einem Talkessel, rings umgeben von Bergen, wovon der berühmteste der „Rift-Wall“ ist. Er bildet eine herrliche Gebirgskette von Rhodesia bis Abyssinien. Die sanften Hügel, die saftgrünen Wälder mit ihren windungsreichen Schluchten, die ganze anmutige Landschaft in ihrer Fülle und Stille hatten mein Gemüt ergriffen und ich fühlte mich für den Augenblick von den Reizen meiner bergigen Heimat umzaubert.

Nun sind wir wieder in unserm Ufiomi, nachdem wir noch ein Mädchen aus dem heidnischen Kraal gewonnen hatten. Auf unserer Rückreise zeigten sich noch allerlei Hindernisse. Es trat ein schwerer Regenguß ein, der den Weg von Babati bis Ufiomi unpassierbar machte. Für uns hieß es aber: wir müssen durch, koste es, was es wolle. Die Gefahr war groß, denn mehrere Male drohte das anschwellende Wasser uns fortzureißen. Es war schon dunkle Nacht als wir durchnäht nach Hause kamen. Schwester Cäciliana bot uns sofort eine Tasse heißen Tee an, wofür wir sehr dankbar waren, denn wir hatten seit morgens 7 Uhr nichts mehr genossen.

Mit neuem Mut arbeiten wir wieder an unserm hartnäckigen Ufiomi-Stamm. Jahr um Jahr mühen sich die Missionare ab,



**Spiele wilder Massai-Knaben in der Steppe**

und wir selbst ringen mit den Seelen, die sich dem Irr- und Unglauben verschrieben haben und diese Fesseln nicht sprengen wollen.

Gerade bevor diese Zeilen nach Europa wandern, spielte sich in Dareda eine grausame Szene ab: In dieser so wilden Gegend haben die Eingeborenen noch mit ihrem Hauptfeind, dem Leopard, schwer zu kämpfen. Auch wir hörten ihn die ganze Nacht brummen, als wir dort waren. Der erste Christ, der neben der Mission wohnt, trieb am Abend seine Herde herein; sein zweijähriges Kind spielte vor dem Hause. Während er die Ziegen und Kühe unterbrachte, hörte er einen Schrei — es war der letzte seines Kindes. Als er zur Stelle eilte, war sein Liebling verschwunden — der Leopard hatte ihn weggeschleppt. Schrecken überfiel uns alle. Geduldig und gottergeben trug die arme Familie das schwere Leid, und niemand wagte es mehr, mit ihr darüber zu sprechen.

---

**Strahlende Kinderaugen —  
gesunde Jugend — der Dank  
für Deinen Gastplatz!**

---



## Allerlei aus der Mission

### Nachrichten aus Mariannhill

Allerlei

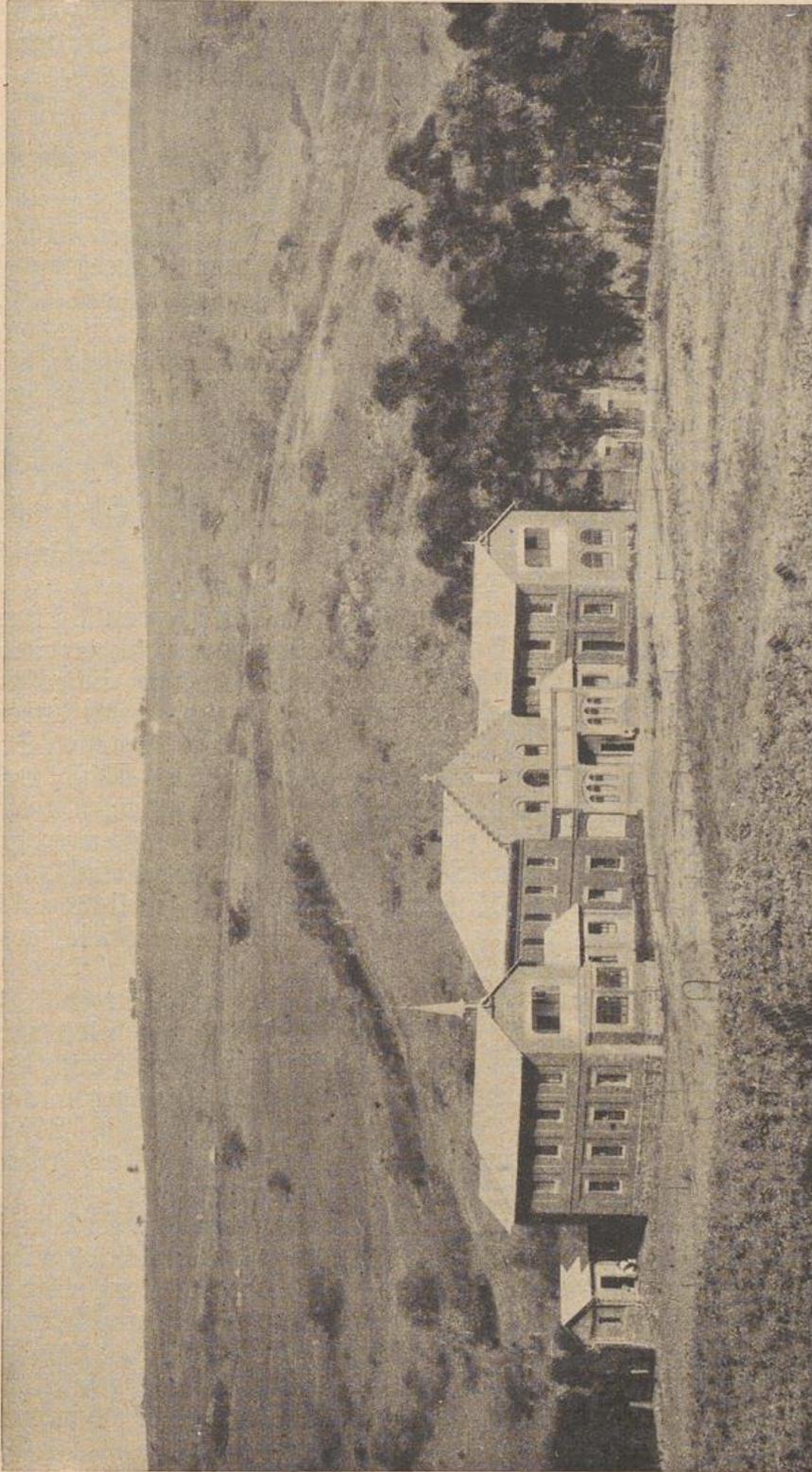
Wie reiste der Gouverneur von Natal vor ungefähr fünfzig Jahren? Im Jahr 1890 meldete eines Tages der Gouverneur seinen Besuch in Mariannhill an, und zwar von Durban aus. Sein Reisewagen war ein Zeltwagen mit einem Vorgespann von 10 Mauleseln. Er kam mit einer Stunde Verspätung, weil zwei Maulesel die Freiheit liebten; sie ließen sich in der Stadt sehr schwer einfangen, so daß man sich eine Stunde müde laufen mußte, um die beiden Ausreißer wieder in die Zügel zu bringen. Heute lächelt man über den Zeltwagen mit dem Eselsgespann. Fast jeder Farmer hat sein Auto, doch sind der Unglücke so viele, daß oft der Eselswagen im stillen zurückgewünscht wird, wenn er auch langsamer fährt.

\*

Es gibt hier manche Pflanzen, die durch ihre sogenannten Luftwurzeln die meiste Nahrung von der Luft erhalten. Selten jedoch trifft man eine Pflanze, die aus dem Erdboden entfernt, durch die Luft allein weiterlebt. Auf einer unserer Missionsstationen waren in der Nähe des Bienenhauses einige Aloe-Stauden. Da man fürchtete, die Bienen könnten den Blütenstaub der Aloe heimtragen und dadurch den Honig verbittern, rodete man sie vollständig aus. Wirft man diese Pflanzen auf die Erde hin, so schlagen sie wieder Wurzel. Um das zu verhindern, warf man sie auf dürre Baumstämme. So waren sie 4—5 Fuß vom Erdboden entfernt und schwebten sozusagen frei in der Luft. Man dachte nicht anders, als daß die saftige Aloestaude langsam absterbe. Aber er kam anders. Die Aloe blieb frisch und grün und trieb sogar noch Schößlinge. Wieviel geheime Kräfte hat der weise Schöpfer in die Natur gelegt!

\*

Wenn der Eingeborene sein Mittag- oder Abendmahl einnimmt, gibt es keine europäischen Vorbereitungen. Sein Tisch ist der Fußboden; auf denselben wird der dreibeinige Palitschtopf gestellt und alles hockt um denselben herum. Den Löffel, das ist die eigene Hand, hat jeder mitgebracht. Jeder greift mit der Hand in den Topf und führt dann das Essen zum Munde. Es sei aber bemerkt, daß der Zulukaffer keine Speise anrührt, bevor er sich nicht die Hände gewaschen hat. Ist der Palitsch zu heiß, so wartet man einfach die Zeit ab, bis er abgekühlt ist. Schlimmer ist es, wenn ein Mann bei Weißen arbeitet und zur bestimmten Zeit wieder am Arbeitsplatz zu erscheinen hat. So war es auf einer kleinen Missionsstation. Von den Arbeitern hatte jeder einen Blechlöffel erhalten, aber



Krankenhaus in Marion Hill

dieser wurde auch heiß, und sie wollten sich doch nicht den Mund verbrennen. Sie suchten sich praktische Holzspäne, natürlich nur für eine Mahlzeit, für die andere wird der sorglose Zulu sich wieder einen neuen Holzspan suchen.

\*

### Heidnischer Aberglaube

In der Nähe einer Neugründung sah man eines Tages eine Anzahl Männer — Heiden — um ein Rudel Ochsen stehen. Plötzlich stoben die Ochsen nach allen Richtungen auseinander und die Männer ihnen nach mit lautem Geschrei.

Verwundert fragte eine Schwester einen Arbeiter, was das bedeute. „O,“ lautete die Antwort, „die Männer spielen mit den Ochsen. Sie glauben nämlich, daß brave Männer nach dem Tode in Ochsen verwandelt werden; böse aber in Schlangen.“

\*

### Auch schwarze Kinder haben ihren Schutzengel

Unsere Schwester Christina erzählte, was ihr persönlich in einer Missionsstation begegnet:

Ich war mit der Aufsicht der kleinen Kinder betraut. Eines Morgens hatte ich die Kinder bereits gewaschen und bereitete eben das Frühstück, als ich zu meinem nicht geringen Schrecken auf dem Bett der kleinen zweijährigen Anna, die ich etwas liegen lassen wollte, eine ziemlich große Schlange erblickte. Sie hatte sich auf die warme Bettdecke gelagert. Das Kind war wach und spielte, zu meinem nicht geringen Schrecken, mit der Schlange, deren Schwanz es in der Hand hielt. Ich war anfangs fast gelähmt vor Schrecken und stand kaum zwei Schritte vom Bette des Kindes entfernt; — da erblickte mich die Schlange, begann zu zischen und glühende Blicke, wie Blitze auf mich zu werfen.

Sie richtete sich auf, als wollte sie sich auf mich stürzen. Ich trat auf die andere Seite des Bettes, die Schlange folgte mir mit Blick und Bewegung, noch immer von der Hand des Kindes gehalten. Da war guter Rat teuer. Fortgehen und Hilfe holen konnte und durfte ich nicht, ich durfte in solcher Gefahr die Kinder keinen Augenblick allein lassen, rufen wollte ich nicht, um die Schlange nicht zu reizen.

Nun ließ ich alle anderen Kinder hinausgehen, näherte mich dann langsam dem Kopfende des Bettes, bückte mich, erspähte einen günstigen Augenblick und zog rasch das Kind an mich.

Das Kind war gerettet, und es gelang mir hernach ohne große Mühe, die Schlange zu töten.

Doch manchmal denke ich mit Schrecken an diese gefährliche Lage und preise und danke Gott, der auch den schwarzen Kindern einen Schutzengel gegeben.

In Mariannahill sah auch einmal die Aufsichtschwester im Baumgarten, wie ein kleines Kind eine buntschillernde, giftige Schlange mit den Händchen streichelte.

Instinktiv scheint das Tier zu fühlen, daß von dem kleinen Kind kein Uebel zu befürchten ist, und das giftige Getier tut dem Kleinen nichts, es müßte denn durch irgendetwas gereizt werden.

Schw. M. Theobalda.



## Die letzte Messe eines Missionärs

**E**in einfacher Missionspriester wurde von seinem Bischof in einen entfernten Bezirk von Texas geschickt und langte dort ohne Geld und Mittel zur Rückkehr an. Mit dem letzten Dollar kaufte er sich eine Flasche Wein zur Feier der heiligen Messe, des höchsten und einzigen Hilfsmittels, die Qualen der Verlassenheit zu ertragen. An diesem Orte lebten Menschen, Europäer, unter ihnen Franzosen, die er in ihrer Muttersprache begrüßt hatte, aber er erhielt keine Antwort, — weil er ein Priester war. Er hatte sich unter einem Baume angesiedelt, in einiger Entfernung von den Häusern, in denen er keinen Schutz erwarten durfte, und hier lebte er wochenlang von Wurzeln und Muscheln, welche er roh verzehrte, da ihm die Geräte zum Kochen fehlten. Was ihm aber wehe tat, war die Härte der Menschen und die Ohnmacht seines Gebetes. Vorübergehende Dorfbewohner stießen dann und wann Beleidigungen gegen ihn aus und entfernten sich. Keiner war, der ihn anhörte oder ihn auch nur ansah, weder Greise noch Frauen und Kinder.

Noch sank seine Hoffnung nicht, allein diese Kälte gegen Gott zerriß ihm das Herz und er fühlte seine Körperkräfte schwinden von Fieber und Kummer.

Eines Tages näherte sich ihm ein blühender, junger Mann mit den Worten: „Barmherzigkeit! Haben Sie etwas zu essen?“

Es war ein Priester, vom Bischof gesandt, nach seinem Aufenthalt zu forschen. Müdigkeit und Hunger brachten ihn dem Tode nahe, und er hatte nichts, ihn mit sich zu nehmen, noch selbst zurückzukehren. Wegen der Armut des Bischofs und Unkenntnis der Verhältnisse war er ohne Hilfsmittel gekommen und nur durch Almosen zum Ziele gelangt. Auf dem Boden liegend bat er flehentlich um Nahrung. Der andere reichte ihm Muscheln, von denen er hauptsächlich lebte, große Miesmuscheln von wüstem Aussehen, deren Anblick schon Ekel hervorrief. Der Ausgehungerte konnte sie nicht nehmen, und sein

trostloser Gefährte sah ein, daß der Unglückliche dem Hungertode entgegen gehe. Dieser Schlag entmutigte ihn, er fühlte sich besiegt.

Wenige Tage später sagten sich die beiden Missionare: „Wir sterben hier. Einer von uns mache noch eine letzte Anstrengung, das heilige Messopfer zu feiern und dem andern die heilige Kommunion zu reichen und wir werden Gott preisen.“ Es war Mariä Himmelfahrt. Sie warfen das Los, und es fiel auf den zuerst Angekommenen. Er brachte das heilige Opfer dar für den sterbenden Bruder, ausgestreckt am Boden neben dem Altar aus Erde, und für sich, der auch zu sterben dachte. Er mußte zwanzigmal von neuem beginnen, oft zweifelnd, ob er zu Ende kommen werde, — und diese Totenmesse dauerte in Wirklichkeit drei Stunden. Endlich konnte der Sterbende dem schon mit dem Tode Ringenden die heilige Hostie reichen. Der Trost des Sterbenden war groß. Der Martyrer schaute mit Liebe auf seinen Martyrer-Bruder, der am Fuß des Altares ohnmächtig niedersank. Nach Beendigung der Messe legte sich der Zelebrant zu seinem Gefährten, und sie erwarteten den Tod, der auch nicht zögerte. Nachts starb der junge Priester. Sein letzter Seufzer traf das Ohr des Bruders, der nur mit Mühe seine Hand zum letzten Segen und Lebewohl zu erheben vermochte.

Vorübergehende fanden sich bei Anbruch des Tages ein. Sie sahen den Leichnam und den Sterbenden dicht nebeneinander gelagert. Sie brachten die Nachricht ins Dorf, und diese harten Herzen begriffen, was vorgefallen. Sie wurden endlich weich oder vielmehr der Tod hatte gesiegt. Man brachte frisches Wasser und Nahrungsmittel. Der überlebende Missionar, immer noch unfähig, sich zu bewegen, fühlte endlich eine Hand die seine drücken; es waren nicht mehr dieselben Menschen. Sie gruben ein Grab am Fuße des Altares und ließen den siegreichen Leichnam hinab. Dann trugen sie in den Armen den Kranken herbei, hielten ihn am Rande des Grabes aufrecht, damit er es noch segne. Sie taten mehr. Auf seine Bitte fällten sie einen Baum, machten ein Kreuz und pflanzten es auf das schon fruchtbare Grab. So erschien das Kreuz und nahm Besitz von dieser Gemeinde.

Jetzt ist dort eine Stadt, eine Kirche und Tausende von Katholiken, ebenso folgsam der Stimme ihres Bischofs, wie sie seinem Herzen teuer sind, ihr erster Oberhirte war dieser Missionar, der vorher so grausam zurückgestoßen wurde.

z

**In dem Wechsel aller Zeiten hält uns aufrecht im Gemüte:  
Ewig bleibt und unverändert Gottes Willen, Macht und Güte.**

## Der Kaffer auf der Jagd

**D**inkerton erzählt uns, wie die Neger es anstellen, ein Krokodil zu fangen. Er schreibt: Sie nehmen ein Stück Holz, zwei Fuß lang und entsprechend breit und bohren es der Länge nach durch. Durch das Loch wird ein Strick gezogen und an dessen Ende um einen großen Haken ein mächtiges Stück Fleisch befestigt. Dann wirft man die ganze Vorrichtung in den Fluß. Kaum wird ein Krokodil des Fleisches ansichtig, da stürzt es auch schon darauf los und verschluckt den Bissen. Natürlich geht aber auch das Stück Holz mit in den Rachen und bleibt der Bestie im Schlunde stecken. Da es den Rachen nicht mehr schließen kann, strömt ungehindert Wasser in den Schlund und es muß zuletzt elendiglich ersticken und ertrinken. Merken die Jäger, daß es allmählich am Verenden ist, so ziehen sie es ans Land und machen ihm mit Knüppeln vollends den Garaus. Das Krokodil soll dabei stöhnen und weinen wie ein vernünftiges Wesen, daher kommt die Redensart: „Krokodilstränen vergießen.“ So der alte Autor.

Jeder Vogel und jede Art von Wild ruft im Kaffer seine Jagdlust wach. Schon als Knaben üben sie sich im Werfen der Stöcke, namentlich des „iwiza“, einer Art Keule, die an ihrem Ende mit einem dicken Knoten versehen ist. Sie treffen damit auf eine Entfernung von 40 bis 50 Meter Vögel im Fluge, und zwar mit verblüffender Sicherheit. Diese Keule schleudern sie auch nach einem flüchtigen Wild, wobei es ihnen oft gelingt, es zunächst zu verwunden oder ihm ein Bein zu brechen, so daß sie schließlich ihrer Beute leicht habhaft werden.

Besonders lebhaft geht es natürlich bei den großen Treibjagden her, die früher jeder Häuptling ansagen konnte, während er gegenwärtig eine Erlaubnis seitens des betreffenden Magistrates braucht. So eine Jagd bildet natürlich auf lange Zeit hinaus das Tagesgespräch. Die Schilderung, welche hiervon Los Santos im 17. Jahrhundert entwirft, deckt sich auch heutigen Tages noch mit den Gebräuchen einer großen Treibjagd im Zululand.

Ich selbst, so erzählt er, stand einmal im St.-Lucia-Distrikt in der Nähe eines Kaffernkraals, als zwei Burschen im Alter von 16 bis 18 Jahren auf dem Plan erschienen. Sie hatten eigentümliche rote Flecke auf ihre Arme gezeichnet und erklärten auf die Frage, was das zu bedeuten habe, sie seien von ihrem Inkosi (Häuptling) ausgesandt, um eine große Treibjagd anzusagen, die in zwei Tagen stattfinden würde. Die roten Kreise am Arm dokumentierten die beiden Jungen als offizielle Gesandte ihres Häuptlings, und jeder noch körperlich rüstige Mann hatte einer solchen Einladung zur Jagd Folge zu leisten.

Am Tage der Jagd verkleiden sich einige Schwarze als „wilde Tiere“ und präsentieren sich vor dem Häuptling als das Wild, auf das Jagd gemacht werden soll. Läßt auch das Kostüm manchmal zu wünschen übrig, so erkennt man doch an den auf Vieren kriechenden und in allen Tonarten heulenden Schwarzen, welches Raubtier der einzelne vertritt.

Beim ersten Tagesgrauen eilen schon von allen Himmelsgegenden die Jagdgäste herbei. Der Kaffer ist sonst kein Freund vom Frühaufstehen, aber an solchen Tagen findet man in keiner Hütte einen Siebenschläfer. Jeder hat den Leib tüchtig mit Fett eingerieben, denn

das macht ihn geschmeidig und stark, und fuchtel mit seinen Stöcken und Assagais, als wäre die ganze Luft voll Wild. Man schreit und lärmt, singt und tanzt und nähert sich so dem gemeinsamen Ziel, dem Kraale des Häuptlings. Hier steigert sich der Tumult aufs höchste. Jeder rühmt seine Stärke und Tapferkeit, die Schnelligkeit seiner Füße und die Kraft und Sicherheit seines Armes, mit der er seinen Assagai schwingt oder die todbringende Keule auf das glücklich erreichte Wild niedersausen läßt. Natürlich hat jeder Kraal auch ein Rudel Hunde mitgebracht, wilde, ausgehungerte Tiere, und es ist schwer zu sagen, wer einen greulicheren Lärm ausschlägt, diese heulenden, sich beständig raufenden Hunde oder ihre schwarzen Herren, die von Jagdgier trunkenen Kaffern.

Selbstverständlich ist auch ein Zauberdoktor dabei und treibt seinen Hokuspokus, denn des Tages Glück oder Unglück hängt ja wesentlich von ihm und der Kraft seiner „Medizinen“ ab. So glaubt wenigstens steif und fest jeder heidnische Kaffer.

Ist das glücklich beisammen, dann zieht sich der Häuptling mit seinen Räten zurück, um eine Art Kriegsplan zu entwerfen. Es wird genau festgestellt, welcher Bezirk von den Treibern umstellt werden soll. Diese Leute kennen ja weit und breit jeden Busch und werden nun genauestens instruiert, wie und in welcher Reihenfolge sie an den einzelnen Plätzen vorgehen sollen. Nicht selten wird ein ungeheures Stück Land umzingelt und das Wild gegen die Mitte zu getrieben.

Auf das erste Zeichen des Häuptlings stürzt der ganze Schwarm, oft 500 Personen und noch mehr, den Ausgängen zu. Das wirkt wie eine Explosion, und alles zusammen schreit: „Bobobo! Bobobo!“ — Wohin geht nun die wilde, tolle Jagd? Zunächst einer gewissen Sorte von Bäumen zu. Diese werden abgeschält, und alle Jagdteilnehmer beginnen die harte, bittere Rinde zu zerkauen, um dann die Flüssigkeit samt dem Speichel kräftig nach allen Richtungen der Windrose auszublasen. Dabei macht der Zauberdoktor seine Sprüche und ruft die Geister der Vorfahren an, namentlich solche, die bei Lebzeiten berühmte Jäger waren. Das gibt Kraft und Stärke, schützt gegen alle Gefahr und wirkt ganz vorzüglich auf die Atemungsorgane, an die ja auch ganz enorme Anforderungen gestellt werden.

Jetzt kann's losgehen! Der Häuptling stößt mit seinem Assagai, und wenn er eine Flinte hat, mit dieser auf den Boden und im gleichen Moment sausen die 500 Speere seines Gefolges zischend auf die Erde nieder; aus den Kaffernkehlen aber kommt es wie donnernde Meeresbrandung: „Whirr-rrr-h! Whirr-rrr-h!“ und die ganze Rote und ihre wilde Meute springt nach hundert Richtungen auseinander. —

Meilenweit wird so das ganze Feld umzingelt, jeder Busch wird untersucht, jeder Bock und alles sonstige Wild herausgetrieben und so der Kreis immer enger und enger gezogen. Ich kann nicht sagen, welche Gewandtheit und Ausdauer der Kaffer entwickeln kann, wenn er einmal mit ganzer Seele an einer Sache hängt. Das ist kein Laufen, kein Rennen mehr, nein, er fliegt förmlich über Stock und Stein, über Bäche und Pfützen dahin und rennt in blindem Eifer oft noch die eigenen Hunde über den Haufen!“ —

Auf die Schilderung des Schlußaktes will ich verzichten. Es empört das menschliche Gefühl, wenn man mitmachen muß, wie diese schwarzen Ungeheuer blindlings auf die zu Tode geängstigten, rettungslos auf

einem Haufen zusammengedrückten armen Tiere, oft gar feine, graziöse Rehböcke, einschlagen, toben, würgen und morden. —

Zuletzt versammeln sich alle Jagdteilnehmer um den Häuptling, und nun führt jeder Stamm trotz des vorausgegangenen vielstündigen Laufens und Rennens seine Tänze auf. Es herrscht ein unglaublicher Enthusiasmus, alles tanzt, schreit und gröhlt. Man berichtet dem Stammeshäuptling, wieviel Stück man erlegt, streitet auch wohl um die Jagdbeute und bestiehlt und betrügt einander, so gut es eben geht, und tritt dann gemeinsam singend und jubelnd den Rückweg an.

Hier warten schon die Kinder und Frauen und stimmen Siegeslieder auf die Helden an, die ihrerseits nicht müde werden, die eigenen Großtaten gebührend zu preisen und zu verherrlichen. Am buntesten treibt es hierin natürlich der schwarze Häuptling und sein ganzer Kraal. Seit Menschengedenken gab's da keine solchen Helden wie sie; es ist nur zu verwundern, daß sie nicht gleich Sonne und Mond vom Himmel geholt haben.

Inzwischen haben die Weiber große Feuer angezündet, man fängt an, von der Jagdbeute ein Stück nach dem andern zu rösten und zu braten, setzt sich im Kreise zusammen und ißt und trinkt, bis nichts mehr übrig ist. Viele Tage und Wochen hindurch spricht man von nichts anderem, als der großen Treibjagd und den unvergleichlichen Heldentaten, die dabei ein jeder verrichtet haben will.

3

## Die Stellung der Frau bei den nichtchristlichen Völkern

**B**ei den wilden Volksstämmen liegt die größte Last der Arbeit auf den Frauen. Bei den Eskimos müssen sie Kleider, Stiefel, Boote verfertigen, Felle gerben, Häuser bauen und dabei alle häuslichen Arbeiten verrichten. Auf den Philippinischen Inseln und ebenso in Abessinien wird aller Handel und Wandel durch die Frauen vermittelt. Diese altern frühzeitig, werden verachtet vom Manne und sterben unbeweint dahin. Der große Reisende Alexander von Humboldt berichtet, daß bei vielen wilden Stämmen Südamerikas schon die Knaben gegen ihre Mütter hart, ja grausam seien.

Die Heirat ist natürlich bei solchen Völkern nichts weiter als eine geregelte Form der Sklaverei. — Unter den mit den Pelzkompanien in Nordamerika Handel treibenden Indianerstämmen gilt der Häuptling, welcher die meisten Frauen hat, die ihm Büffel- und andere Häute für den Verkauf zubereiten müssen, als der reichste.

Von den Rechten der Frauen auf so niedriger Kulturstufe kann natürlich keine Rede sein. Die Frau ist lediglich ein Eigentumsobjekt des Mannes. Raubt ein Mann dem andern in

Ostafrika eine Frau, so muß er als Sühne soviel für sie bezahlen, als sie auf dem Sklavenmarkte wert wäre, und der Beraubte ist in jeder Hinsicht vollkommen zufrieden. Die Weiber werden vererbt wie eine Ware. Bei den Kariben Venezuelas, wie im Äquatorial-Afrika erbt der älteste Sohn sämtliche Frauen seines abgeschiedenen Vaters, mit alleiniger Ausnahme der leiblichen Mutter. Die Ehe ist natürlich bei so tief stehenden Völkern nicht bindend. Gefällt die Frau dem Manne aus irgendeinem Grunde nicht mehr, so vertauscht oder verkauft er sie, während eine flüchtiggegangene Frau ohne weiteres getötet wird. Die Überbürdung mit Arbeit ist leider nicht das einzige, worüber diese unglücklichen Geschöpfe sich zu beklagen haben. Auf Neukaledonien, wo die Frauen besonders hart behandelt werden, kam es vor, wie ein Reisender erzählt, daß ein Häuptling die Grausamkeit beging, eine große Anzahl Frauen, welche ihm als Zielscheibe dienten, niederzuschießen. Unter den Indianern ist es selten, daß eine Frau gewürdigt wird, mit dem Manne zusammen zu essen. Die Tatsache, daß die Mikronesier ihre Weiber lieben, bezeichnet der bekannte Reisende Schweinfuth geradezu beispiellos unter den Völkern auf ähnlicher Stufe des Naturzustandes.

Bekannt ist es, daß bei den heidnischen Völkern des Orients, denen schon ein gewisses Maß von Kultur zugeschrieben werden muß, die Frauen, im Altertum wie auch heute noch, gewöhnlich die Stellung einer Sklavin einnehmen. Nur bei den Ägyptern und bei den Juden war ihre Lage eine günstigere. Bei den Juden forderte schon das Gebot „Ehre Vater und Mutter“ eine gewisse Gleichstellung von Mann und Frau. Traurig gestaltet sich auch das Leben der Frau in den mohammedanischen Ländern. Da die Sitte will, daß das Weib verschleiert gehe und ihr Antlitz nie vor einem Manne sehen läßt, so erblickt der Bräutigam dieses erst nach der Hochzeit, und die Folge davon ist, daß er, oft schon nach wenigen Tagen, ja zuweilen schon am Hochzeitstage der Unglücklichen zuruft: „Alakta“, d. h. „Du bist verstoßen!“ Die mohammedanische Ehe kann seitens des Mannes jeden Augenblick gelöst werden, während das Weib gebunden bleibt, solange es dem Manne beliebt. Die Verachtung des islamitischen Weibes beginnt mit seiner Geburt. Wird ein Sohn geboren, so jubelt alles, wenn es dagegen eine Tochter ist, so äußert man ungescheut, dies sei ein Fluch. Dieser Fluch begleitet das Mädchen durchs ganze Leben. Je nach dem Reichtum der Eltern wird es als Kind oder als Sklavin behandelt; wohlhabend verfällt es der Trägheit, arm der drückendsten Arbeitslast. Im ganzen Reiche des Islam speist der Vater nicht mit seiner Tochter, der Mann nicht mit seiner Frau zusammen. Die arabischen Weiber bekommen den kärglichen und schlechten Überrest des Mahles der Männer, ge-

wöhnlich den Kopf, die Füße und die Leber der Lämmer, welche die gewöhnliche Nahrung in jenen Ländern bilden.

Während die Beduinen im Schatten lagern oder auf schönen Pferden spazieren reiten, schreibt Ed. Glaser, ein Kenner orientalischer Verhältnisse, haben ihre Weiber die schwersten Arbeiten zu verrichten. Neben der Besorgung der häuslichen Geschäfte müssen sie Weizen in der Handmühle mahlen, Zeltdecken flicken und im Sonnenbrand aus weiten Entfernungen Wasser holen. Welche Liebe können Kinder zu ihren verachteten gedrückten Müttern hegen! In der Tat bezeugt auch schon der türkische Knabe vor seiner Mutter die tiefste Verachtung!

Welch ein Gegensatz zu der innigen Liebe und Verehrung, mit welcher christliche Sitte und christliches Gebot die Herzen der Kinder gegen ihre Mutter erfüllt!

Von den christlichen europäischen Staaten war es Rußland allein, wo die Lage der Frauen lange eine überaus gedrückte blieb.

Die russische Popenkirche zeigte sich unfähig, die Familie mit echt christlichem Sinn und christlicher Liebe zu erfüllen.

Der russische Bauer insbesondere verachtet das weibliche Geschlecht und kann nicht begreifen, wie ihm das Gericht wehren dürfe, sein Weib — sein Gut — zu züchtigen. „Alles auf dieser Welt“, klagt der russische Dichter Nekrassow, „wandelt sich; das düstere Los des Bauernweibes allein hat Gott zu ändern vergessen.“

Wie veredelt, ja erhaben ist die Stellung der Frau und Mutter in der echt christlichen Familie ist, das ausführlich zu schildern wäre ja überflüssig.

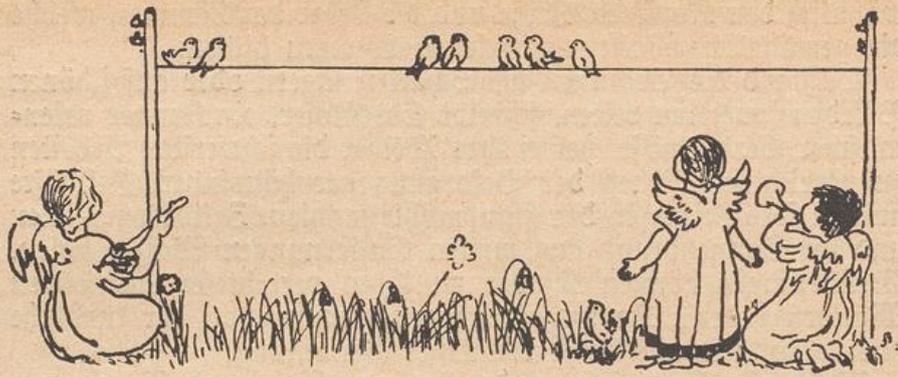
Im Christentum ist die Ehe der Grund aller sittlichen Gesellschaft und Anfang und Gipfel aller Kultur.

Ohne das liebevolle Walten der Mutter, ohne ihren erziehenden und jegliches Gute fördernden Einfluß an alle Glieder der Familie ist gar kein Fortschritt, keine Kultur, das heißt kein wirklich wahres, christliches Leben zu denken. Ja, die Achtung vor der Frauenwürde, insonderheit vor der Mutter und Gattin, ist geradezu ein Gradmesser der Lebendigkeit des christlichen Glaubens für Familien und ganze Völker geworden.

\*

Sei Mensch und ehre Menschenwürde,  
Sei frei und laß es andere sein,  
Erschwere nie des Armen Bürde,  
Bewahre Herz und Zunge rein!

5



# F ü r d i e K i n d e r

## Krieg im Frieden

Von Schwester Margareta

**W**eltentrübt liegt unsere Mission Kalimoni abseits der belebten Landstraße, inmitten einsamer Sisalfelder. Daß sich über dieses stille Fleckchen plötzlich Kriegsschrecken verbreiten würde, sollte man kaum glauben. Und doch — das Unerwartete geschah. — Stand da nämlich jüngst mit großen Lettern in der Zeitung:

Feuerwerk! Fabelhaft billig!

Frösche, Raketen, Feuerräder usw. alles  
nur 2,75.

Das wäre so was für unsere Kinder! Gesagt, getan! Eines Tages war das Feuerwerk erstanden, und unser hochwürdiger Herr Pater brachte es triumphierend nach Hause. Für eingeborene Kinder, die mit Arabern in Berührung kommen, ist Feuerwerk eine fast alltägliche Erscheinung. Aber unsere Mädels kannten derlei Dinge noch nicht, und das wurde uns beinahe zum Verhängnis.

Unsere achtzig saßen gerade bei ihrem Abendmahl und taten sich gütlich an Mais und Bohnen. Es war pechschwarze Nacht, und man vermochte keine zehn Schritte weit zu sehen. Da plötzlich ging ein Geknatter los, Funken sprühten im Dunkel. Ein vielstimmiger Schrei, und die Kinderschar stob auseinander. Viele suchten ihr Heil jenseits eines mehr als zwei Meter hohen Zaunes, auf den sie in ihrer Angst wie im Fluge kletterten. Wie sie das Wagestück fertig gebracht, wußten sie selber nicht. Als sie es später wieder versuchten, wollte es nicht mehr gelingen. Die Mutigsten erschienen bald wieder, hielten sich aber in gemessener Entfernung. Wo die Angsthasen geblieben waren, konnten wir in der Dunkelheit nicht feststellen, glaubten aber,

sie würden sich bald von der Harmlosigkeit der Sache überzeugen und zurückkommen. So nahm denn das Feuerwerk seinen Fortgang für weitere 10 Minuten. Um uns herum bemerkten wir meist Kavi-  
 rondokinder. Von den Kik-  
 nnyo, die sehr empfindlich und mit einer äußerst lebhaften Einbildungskraft begabt sind, waren nur wenige zu sehen. Allmählich kamen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Doch manche fehlten noch, die nach langem Suchen auf dem Friedhof und in den umliegenden Hütten, mindestens zehn Minuten weit entfernt, gefunden wurden. Natürlich brauchten sie für den Spott nicht zu sorgen, den sie denn auch gutmütig hinnahmen. Sie sagten uns, in dem Glauben, es sei Krieg auf der Mission ausgebrochen und alle würden erschossen, seien sie beim ersten Geknatter auf und davon gerannt, um ihr Leben zu retten. Andere wähten, ein Farmer, der am Nachmittag im Auto auf der Mission vorgefahren war, weil er den Weg verfehlt hatte, sei nun im Schutze der Dunkelheit mit Waffen zurückgekehrt, um sie zu töten. Jetzt lachten sie herzlich über ihre Dummheit.



Mariechen will nicht, daß Oma auf Reisen geht

Wir waren froh, die verlorenen Schäflein wieder beisammen zu haben. Da, kurz vor dem Schlafengehen kam die Nachricht: „Drei fehlen noch!“ Ihre Abwesenheit war bis dahin nicht bemerkt worden. Nun ging's wieder ans Suchen in Haus und Hof, im Garten und in den angrenzenden Pflanzungen. Alles vergebens! Keine Spur war von den Flüchtlingen zu entdecken. Wir glaubten fast, sie hätten die Gelegenheit benutzt, und — dem Heimweh nachgebend — sich bei Nacht und Nebel davongemacht, sandten aber doch am nächsten Tag vor dem Morgengrauen ein paar größere Mädchen nochmals auf die Suche. Und, siehe da! Gerade als die Kinder sich zum Kirchengang anschickten, erschienen die Vermißten auf der Bildfläche. Die Kundschafter hatten sie wirklich draußen angetroffen, als sie im Begriffe waren, die Schreckensstätte zu verlassen und der Heimat zuzupilgern. Nur schwer waren

sie zu bewegen, auf die Mission zurückzukehren, die sie vom Erdboden verschwunden wähten.

Zum Ausfragen war keine Zeit. Doch später gaben die Wiedergefundenen ihre Erlebnisse zum Besten. Sie hatten beim ersten „Kriegslärm“, d. h. als die erste Rakete aufflog, entsetzt das Weite gesucht und sich unter einen Kaffeebaum geflüchtet, um aus der Ferne die Ereignisse zu verfolgen. Daß alles Lebende auf der Mission dem sicheren Tode geweiht war, daran war kein Zweifel. Hin und wieder zuckte ein Feuerchein auf, also mußte der Kampf in vollem Gange sein. Gewiß waren die Schwestern schon alle tot. — — Plötzlich stieg eine zweite Rakete hoch, die ganze Gegend erhellend. Neuer Schrecken! Entsetzt sprangen unsere drei Helden auf und stoben auseinander, sich im Dunkel verlierend. Sie glaubten, die Mission brenne lichterloh, und das verwirrte sie vollends. In der Finsternis konnten sie sich nicht wieder zusammenfinden, und so mußte jede mutterseelenallein die Nacht im Freien zubringen, bis sie am Morgen hier und dort entdeckt und zur Mission zurückgebracht wurden. Sie trauten ihren Augen nicht, als sie sahen, daß dort noch alles heil und unverfehrt am alten Fleck stand und keinem auch nur ein Haar gekrümmt war.

Als es wieder einmal Feuerwerk gab, erschien ihnen zwar anfangs die Sache noch recht zweifelhaft; aber bald verloren sie ihre Furcht und freuten sich herzlich am harmlosen Spiel.

3

### Plaudereckchen

Dich, liebe treue Marie aus Hindenburg, muß ich heute als erste nennen, denn Du hast Deinen geliebten Schwestern bestimmt große Freude bereitet mit Deiner Silber- und Briefmarkenersparnis und ganz besonders mit Deinem lieben, kindlichen Briefchen. Der liebe Gott möge es Dir vergelten und dann, lasse mal bald wieder etwas von Dir hören. Wenn ich etwas mehr Zeit hätte, würde ich Dir auch mal schreiben, aber so mußt Du schon mit diesen Zeilen zufrieden sein. — Da lese ich aus dem Briefchen von Erna aus Merdingen ja das Allerneueste. Für Deine Zukunft wünsche ich Dir den reichsten Gnadenseggen von oben. Danke dem lieben Gott recht innig für die große Gnade, die er Dir geschenkt hat, und dann noch ein herzliches Vergelt's Gott für Brief und Silberpapier! Ich hoffe, daß Du in Deinen Bemühungen noch Erfolg hast und uns schon bald noch andere Missionsfreunde melden kannst. Grüße Deine guten Eltern! Ferner danken wir allen Missionsfreunden in Elberfeld, Düsseldorf, Paderborn, Mettenheim, Enkheim, Hindenburg, Neuenbeken, Beuthen und den treuen Sammlern und Sammlerinnen im Kindergarten zu Paderborn für ihre Schätze und bitten zugleich, im Eifer nicht nachzulassen, damit bald wieder eine Sendung nach Neuenbeken abgehen kann.

Nun lasse ich noch ein kleines Gedicht folgen, welches eine Beförderin und Missionsfreundin aus Euren Reihen mir zusandte.



Unsere muntere Sammelgruppe aus Wuppertal-Elberfeld

Hörst du den feierlichen Glockenklang?  
 Vernimmst du der Orgel Wonnegefang?  
 Dann juble, o Seele, und freue dich,  
 Denn Christus ist König ewiglich!

Hörst du die Pauken und Zimbeln erklingen?  
 Vernimmst du der Englein andächtig Singen?  
 Dann fall' auf die Knie und bete Ihn an  
 Denn Gott ist dein König von Unbeginn an!

Dann sing' mit den heiligen Scharen,  
 Die anbetend dem Throne sich nah'n,  
 Hosannas liebliche Weisen,  
 Und hilf so Christ König preisen!      R. E.

Nun möchte ich Euch noch etwas anderes erzählen. Ihr wißt, daß der Monat Juli in besonderer Weise der Verehrung des kostbaren Blutes gewidmet ist. Da will ich Euch mal eine kleine Anleitung geben, wie Ihr das kostbare Blut verehren könnt.

Denkt Euch einmal, liebe Kinder, Vater und Mutter hätten bei einem reichen Manne große Schulden. Ihr lebtet nun in Armut und Not und hättet kaum das Notwendigste zum Leben. Dieser Mann schenkte nun Euch und Euren Eltern die ganze Schuld. Und nicht nur das, dieser Mann würde Euch alles geben, was Ihr zum Leben notwendig habt, so daß in Eurem Hause die Not für immer ein Ende hätte. Ihr mühtet Euch nur die Mühe machen und zu diesem Mann hingehen, um die Wohltaten in Empfang zu nehmen. Wie würdet Ihr diesem Manne Euer ganzes Leben dankbar sein. Ich glaube, Ihr würdet diesem Manne gerne begegnen und Euch in besonderer Weise freuen, wenn er Euch anredete, und Ihr würdet ihm bereitwillig alle Liebesdienste tun,

die in Eurer Macht stünden. So, meine lieben Kinder, ist es auch beim lieben Gott. Wir sind Sünder und haben unsern lieben Gott beleidigt, somit sind wir alle große Schuldner vor dem lieben Gott. Gott sandte seinen eingeborenen Sohn in die Welt, uns zu erlösen. Was unser lieber Heiland für uns gelitten und getan hat, damit er uns die Schuld schenken konnte, das wißt Ihr alle recht wohl. Überdenkt es noch einmal in einer ruhigen Stunde, und dann seht mal zu, wie Ihr Euch dafür dankbar erzeigen wollt. Wohnet andächtig der heiligen Messe bei und opfert gerne das kostbare Blut auf für die armen Sünder, damit auch für sie die Gnadenströme und Segnungen des kostbaren Blutes fruchtbar werden. Bittet Eure Mutter, daß sie Euch in die Erzbruderschaft vom kostbaren Blute aufnehmen läßt, welche eine reiche Segensquelle für alle ist. Folgendes Gebet würde ich Euch da sehr empfehlen:

„Ewiger Vater, ich opfere Dir auf das kostbare Blut unsers Herrn Jesu Christi zur Genugtuung für meine Sünden und für die Bekehrung der armen Sünder.“

In der Verehrung des kostbaren Blutes grüßen Euch mit treuem Missionsgruß die Missionschwestern vom kostbaren Blut.

### **Herzlichen Dank**

Allen lieben Abonnenten und Wohltätern, die im verflossenen Monat den Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches Vergelt's Gott mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

### **Vollkommene Ablässe**

welche die Mitglieder der Erzbruderschaft vom 15. Juli bis zum 15. August gewinnen können: 1. Einmal im Monat an einem beliebigen Tage; 2. am ersten Sonntag im Juli, als dem Feste vom kostbaren Blute; 3. am Feste Maria vom Berge Karmel am 16. Juli; 4. am Feste Mariä Himmelfahrt am 15. August.

**Goldkorn** für die Mitglieder der Erzbruderschaft.

Bei der heiligen Messe wendet sich der Priester bei der Brechung der heiligen Hostie an die hehre Opfergabe, die vor seinen Augen liegt und redet sie an: „D, du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser!“ als wollte er sagen: „D du, unserer Sünden wegen zerrissenes und zerfleishtes, verwundetes und blutendes Lamm Gottes, schone uns doch, sei uns gnädig!“

### **Gebetserhörung**

Dem heiligen Josef innigen Dank für Hilfe in schwerem Anliegen.  
R. Kl. Str.

### **Das Totenglöcklein**

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnentin und Wohltäterin Frau Wwe. Grompe, Leinesfelde, Mutter einer unserer lieben Schwestern, sowie von Frau Verwalter Lipp, Josef-Hospital, Berghausen. Wir bitten um ein inniges Memento für diese lieben Verstorbenen beim heiligen Messopfer. R. i. p.